

**K**ürzlich erst hatte er Geburtstag (Tusch!), und noch gestern war ein Traum, was heute Wirklichkeit wird: Ich darf eine Laudatio auf Helge Schneider halten. Klar, dass das schiefgeht. Nicht weil in der Welt derzeit sowieso alles schiefgeht, sondern weil man über Helge Schneider nicht sprechen kann. Als ich letztes Jahr per Zoom in der Jurysitzung trotzdem beide Daumen auf einmal hochhielt, waren (außer Dame Corona) zwar alle unisono dafür – man könnte fast sagen: Jubel, Trübel und Heiterkeit herrschten –, nur die Laudatio danach wollte niemand halten. Ich hatte mir nämlich, so töricht wie sie-gesagewiss, auf mein Werbebanner geschrieben: HELGE SCHNEIDER IST UNLAUDIERTBAR!

Und so blieb, wie immer, wenn man sich Großes wünscht, die Wurst an der eigenen Nase hängen. Aber jetzt sitzen wir endlich wieder im Rathaus von Kassel und warten auf das, was Helge gebührt: Lieber 00 Snyder, liebe Buddies, liebe Honoratorinnen, liebe Sympathisanten, liebe Ahnungslose und Neuzugänge, liebe Damen und Herren Politiker, lieber Doktor Hasenbein, lieber Gonzales, liebes Peterchen, lieber gendgerechte Wurstfachverkäuferin, liebe alle, die ihr jemals versucht habt, diesem halbspanischen Genie auf die Spur zu kommen, Alexander der Kluge und Schlingensiefel inklusive: Vergesst es!

Denn Helge Schneider, ich sag's jetzt der Einfachheit halber mal rein mathematisch, ist nicht Kunst, sondern Kunst mal Kunst mal Kunst; also Kunst hoch drei, also nicht zu fassen: ein Mensch in Potenz ganz bei sich am Klavier. Von all den anderen Instrumenten gar nicht zu reden. Ein Mann, ein Orchester, das nicht nur an der Ruhr das Missvergügen der Welt ohne jedes Konzept in Nahrung verwandelt: Nahrung durch Trost, Trost durch Freiheit, Freiheit durch Frischluft, in so ambitionierten Tonarten wie Ge, Es und Feses.

Aber das ist schon viel zu geheimnisräumerisch, also eher ein Fall für die Musikwissenschaft. Deshalb höre ich jetzt akut auf, über Helge Schneider zu sprechen und erzähle lieber von meinem alten Freund Thomas Brose, der mir vor ein paar Jahren erzählte, dass ihm Helge Schneider mal, ganz nebenbei, akut das Leben gerettet hat, als gerade wieder irgendwas schiefgehen wollte. Doch bevor Dr. Brose sich tatsächlich die Kugel gab oder sich womöglich irgendwo hätte aufhängen können, hörte er plötzlich aus dem Off eine Stimme, und die sprach: Es gibt Leute, die glauben, sie wären Könner. Und es gibt andere Leute, die sind es!

Da habe es fitzefatze gefunkt bei ihm, sagte Sir Thomas, stand auf und griff in die Luft nach seiner Luftgitarre. Und die Luft trug, und er fing an zu spielen. Dieser Thomas, der bis heute spielt, ist kein Einzelfall, sondern nur ein Beispiel für viele, die eines Morgens beim Aufwachen die rettende Stimme des Meisters aus Mühlheim hörten und seitdem nicht müde geworden sind, sich gelegentlich für Beethoven oder Mozart zu halten. Ich könnte noch mehr über diese Leute erzählen, aber der Anlass und das gebotene Zeitmaß zwingen mich nach Spanisch-Kassel zurück, in die harte Schule der Pferdedressur, unter die Zügel der Loyalität zu einem Preis, der heute vor Publikum an Sie, lieber Helge Schneider, vergeben wird.

Keine Ahnung, ob Sie jemals die Zeit dafür hatten, sich überflüssige Fragen wie diese zu stellen: Grotesker Humor, was ist

# Kauft Helgeli, Leute!

Für die Kunst darf uns nichts zu teuer sein: Eine Lobrede auf den Komiker, Musiker und Schauspieler Helge Schneider.

Von Felicitas Hoppe



Helge Schneider vor zwei Wochen bei einem Konzert seiner „Ein Mann und seine Gitarre“-Tour  
Foto Picture Alliance

das? Ich jedenfalls bin ins Schleudern gekommen, denn ich habe nicht die geringste Ahnung, ob Sie Humor haben oder Groteske sind, ob Sie nur eins davon haben oder beides auf einmal sind, weil Sie manchmal so tolle Perücken und Brillen tragen. Aber sind Sie jemals wirklich lustig gewesen? Ist Unterhaltung Ihr Lebenssinn? Sind Sie von Ehrgeiz oder von Frohsinn getrieben? Wurde Ihre Laufbahn von einem Traum oder von einem Trauma getriggert? Von großen Komikern wird ja so manches behauptet, aber da Sie, Gott sei Dank und de facto, kein Komiker sind und alles andere als ein Comedian, sollen sich andere darüber den Kopf zerbrechen.

Ich jedenfalls stehe nach wie vor lieber an einer Pommesbude als in einem Rathaus und warte auf das, was uns allen gebührt: eine Wurst zum Mitnehmen. Trost durch Freiheit. Spaß und ein Glas. Cola mit Fanta gemischt, virtuose Gnade und künstlerische Barmherzigkeit. In anderen Worten: Kängurusalat. Ja, natürlich, ich sehe es schon: In den hinteren Reihen hat man bereits die Hände und den ersten ethnologischen Einwand erhoben, weil auch ich dem Geheimnis nicht auf die Spur kommen werde. Denn man hechelt Ihnen ja ständig atemlos hinterher.

Schließlich sind Sie an allen Orten der aussterbenden Menschheit gewesen und haben einen letzten Blick auf die allgemeine Lage geworfen: In Tokio und Beirut, in Fukushima, in Bayreuth und Osterode, in Bad Orb, in Kückelhausen und Erbsen bei Fiersen und, *last but not least*, unter dem Vollmond von Ulm. Genau dort haben Sie sogar einmal mutig bekannt, dass Sie für den deutschen Vollmond überhaupt keine Gefühle haben und dass Sie „einer der wenigen Menschen (sind), die nichts merken“, und sich deshalb auch nachts, Gott sei Dank, kein Bein abhacken müssen.

Vermutlich liegt Ihnen deshalb inzwischen die ganze Welt zu Füßen, während Ihr Manager seit Corona in Thailand am Strand liegt und bis heute nicht die geringsten Anstalten macht, das Preisrätsel um Helge Schneider zu lösen. Das haben Sie dann, etwas später, auf pragmatische Weise selber gelöst, als Sie in der „Neuen Zürcher Zeitung“ bekannnten, man müsse sich um Sie keine Sorgen machen, denn Sie seien gar nicht systemrelevant.

Für mich als Echtfan natürlich eine leise Enttäuschung. Trotzdem sind Sie heute Abend in Kassel: gleich nach Ulm definitiv einer der Höhepunkte der aktuellen Weltbevölkerungsstädte! Und: VIEL ZU TEUER! Aber für die Kunst darf uns nichts zu teuer sein, denn die Kunst ist ja inzwischen so teuer geworden, dass sie am Ende, gefühlt, überhaupt nichts mehr kostet und damit, um auf die Mathematik zurückzukommen, dank der galoppierenden Inflation plötzlich ganz überraschend wieder uns allen gehört. Und da sitzen wir wieder in Zweierreihen und warten auf Sommer, Sonne, Kaktus, die inzwischen fast überall auf der Welt so gut wie gratis zu haben sind.

Doch eigentlich wollte ich heute Abend nicht klimaneutral, sondern einfach bloß festlich werden, an einem Feierabend, der ganz auf Dur gestimmt ist. Keine Herrentorte ohne Damenbäcker und keine Wurst ohne den Wurstfachverkäuferin. Dass Mozart noch kleiner als Beethoven war, ist Helges bestes Beispiel dafür. Und dass ihm trotzdem keiner das Wasser reicht, hat er algorithmisch

mehr als mehrfach bewiesen. Also Schluss mit der Mathematik und dem Geheimnis eines Erfolgs, das sich auch in Kassel nicht nach  $x$  auflösen lässt.

Aber ich sehe es schon: In den hinteren Reihen haben die Mathematiker bereits wieder ihre Hände erhoben, weil sie besser als alle anderen wissen, dass die Gleichung zwischen der Kunst und dem Leben nicht stimmt. Daran sind wir als Künstler natürlich gewöhnt, das ficht uns nicht an. Weit bedrohlicher ist dieser kleine Hamster, der in Helges Liedern bis heute versucht, seine Spur vom letzten Jahr wiederzufinden – „doch die Autobahn zerschneidet sein Gebiet“, während die Nacht „ihre Schwingen“ über die Stadt legt und im Wind des unaufhaltsamen Weltenlaufes „ein Vogel flattert“.

Eine deutsche Drossel vermutlich. Vielleicht aber auch bloß jener kleine Meisenmann, der bis heute so traurig darüber ist, dass vom deutschen Wurm für ihn nicht viel übrig blieb. Denn Helges romantische Augen können nicht lügen. Fink und Zeisig zugleich besingt er den deutschen Mond hartnäckig weiter, wie ihn niemals jemand zuvor besungen hat: „Und der Mond geht auf, und er lächelt der Erde zu!“ Und die Laudatorin lächelt entspannt zurück, denn jetzt sind wir endlich bei Schubert gelandet und beim noch preiswerteren Morgenstern, der schon vor weit mehr als hundert Jahren wusste, dass der Mond ein „völlig deutscher Gegenstand“ ist.

Googelt man Helge allerdings jenseits der Alpen, wird man auf tröstliche Weise fündig: Der Name Helge stammt zwar aus Skandinavien, ist aber für alle Geschlechter gebräuchlich und seit dem Mittelalter mit der Bedeutung „gesund, heil und unverletzlich“ belegt; doch seine etwas zärtlichere Form, nämlich das Helgeli, nimmt in der Schweiz bis heute einen besonderen Platz ein. Sprachlich ganz einfach: Helge ist eine alte schweizerdeutsche Form für Heiliger. Noch um 1800 sagte man von einem Scheinheiligen: Der tut nur so, als wäre er Helge. An Wallfahrtsorten wurden kleine Heiligenbilder als Andenken an die Pilgerreise verkauft oder als Mitbringsel für Angehörige und Fans, und so übertrug sich der Wortsinn vom Heiligen auf dessen Abbild.

Sehr beliebt waren die Helgeli, die die Kapuziner unter ihren Kapuzen und Perücken trugen und bei Bedarf verteilten. Mit der Zeit wurden alle Bilder schlicht Helge genannt, jedes Bilderbuch ist ein Helgebuch. Es gibt Monatshegel und Taufhelge und, *last but not least*, die Leidhelgeli, jene kleinen Porträts der Verstorbenen, die bei Beerdigungen zum Einsatz kommen. Die Helgeli sind in allen Lebenslagen dabei, und wer ein Helgeli in seiner Brusttasche trägt, ist definitiv gegen den Tod durch Corona gefeit.

Wem die Kunst zwischen Ges und Feses im Rathaus nicht reicht, der sei auf den Bücher- und Plattentisch des hier anwesenden Meisters verwiesen, dem der Mond bis heute die Lampe ist, die auf die verzweifelte Aufklärung scheint, die die Dinge immer noch ins richtige Licht rücken will. Deshalb rufe ich: Kauft Helgeli, Leute, bevor die Autobahn euer Gebiet für immer zerschneidet und die Inflation euch das Hören und Lesen verleidet! Mit etwas Glück wird euch der Meister in einer Tonart nach Wunsch sein Werk für die Ewigkeit gegenzeichnen.

Felicitas Hoppe ist Schriftstellerin. Sie hielt diese Rede Anfang September als Laudatio anlässlich der Verleihung des Kasseler Literaturpreises für grotesken Humor an Helge Schneider.

## FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

Ulrich Koch

### In diesem Gedicht bist du schon einmal gewesen, als du nicht mehr weiter wusstest

Wie jedes Mal, wenn der Sommer sich neigt. Sein Rücken ist noch warm von der Sonne. Die letzten großen Landtiere sind kurz vor dem Aussterben. Mit ihren Goldzähnen fressen Mährescher die Felder kahl. Auf den Stoppeln brüten Saatkrähen Feldsteine aus. Zwei Strandtücher hängen über einer weiß getünchten Mauer im Wind. Auf dem einen trockenet der Abdruck eines schlafenden Mannes, auf dem anderen der einer wachliegenden Frau. Die Haare der verschwitzten Kinder glänzen im Schlaf, als träumten sie unter Ölbäumen. Vor den Fenstern flattern Nachtfalter, oder die Toten versuchen, die Augen aufzuschlagen. Den Löschvorgang vor dem Ende jeden Satzes nennt ihr ab jetzt das bessere Leben. Im Schlaf werdet ihr neugeboren und mit Stroh abgerieben.

Kristina Maidt-Zinke

### Der Sommer unseres Befremdens

Mit den Forschungen zum Phänomen des Déjà-vus, das in seiner heute geläufigen Bedeutung erstmals im Jahr 1876 von dem französischen Philosophen und Seelenforscher Emile Boirac erwähnt wurde, verhält es sich ungefähr so wie mit der Traumforschung: An interessanten Einsichten und Hypothesen herrscht kein Mangel, aber grundsätzlich tappt man noch immer im Dunkeln. Der Lyriker Ulrich Koch, Jahrgang 1966, fügt dem Erkenntnisstand eine weitere Facette hinzu, indem er behauptet, man könne auch in einem Gedicht „schon einmal gewesen“ sein. Und er artikuliert damit ein diffuses Gefühl, das seine Leser, Kritiker, Dichterkollegen oft wortreich scheitern lässt, wenn sie versuchen, die Wirkung und Ausstrahlung seines eigensinnigen, einzeigängischen Euvres zu erklären.

In Kochs poetischem Mikrokosmos erscheint vieles seltsam vertraut und einleuchtend, wie das Interieur mancher Träume, obwohl es, bei Licht besehen, mehr oder weniger verrückt ist. Sobald man aber beginnt, die Sprachbilder in ihre Bestandteile zu zerlegen, entziehen sie sich, so wie sich Nachtgesichte beim Erwachen verflüchtigen. Ähnliches mag auch für andere lyrische Erzeugnisse gelten – nur ist hier der Kontrast zwischen der unaufgeregten Schlichtheit der Bilder und der Schräglage, in die der Dichter sie wie durch einen kleinen Stups versetzt, besonders verblüffend. Nur selten scheint Koch mehr oder anders sagen zu wollen als das, was da geschrieben steht, und doch rühren sei-

ne lakonischen, wie beiläufig surrealen Beobachtungen an verborgene Schichten der Imagination und der Erinnerung. Ganz leise öffnen sich Risse in der Wirklichkeit, beunruhigend und zugleich tröstlich: Hier ist man schon einmal gewesen, und man ist nicht allein.

Weder mit dem Ende des Sommers, dessen noch sonnenwarmer Rücken manch illustre Herbstmetapher in den Schatten stellt, noch mit der Apokalypse, die durch das Aussterben der „letzten großen Landtiere“ in wortkarger, gleichsam bodenständiger Diktion angedeutet wird. Der ländliche Raum in der niedersächsischen Provinz, wo Ulrich Koch seit jeher lebt, liefert ihm einen unerschöpflichen Reichtum an Motiven, aus denen zumeist, wie hier, alles Idyllische getilgt ist: Die Mährescher, die gleich Heuschrecken die Felder kahl fressen, tragen die Goldzähne der Raffgier, und die Saatkrähen, die Steine ausbrüten, sind Boten einer kommenden großen Not. Allein, der Dichter braucht dafür weniger Worte.

Nach seinem Debüt vor 27 Jahren hat Ulrich Koch, der in seinem Brotberuf Fachkräfte für die Altenpflege vermittelt, bisher zehn weitere Lyrikbände veröffentlicht und sich damit, in beharrlicher Distanz zu den Zentren des Literaturbetriebs, einen stabilen Kreis von Kennern und Bewunderern erobert. Der jüngste Band, aus dem das nebenstehende Gedicht stammt, trägt den Titel „Dies ist nur der Auszug aus einem viel kürzeren Text“. Was auf den ersten Blick wie spielerischer Nonsens annu-

tet, auf den zweiten aber den Sinn nahelegt, dass der Inhalt all dieser Verse sich im Prinzip noch viel stärker verdichten ließe, womöglich bis zum beredeten Verstummen.

Eine illusionslose Weltsicht wurde dem Poeten bescheinigt, schwarzer Existenzialismus und tiefe Melancholie, andererseits Gelassenheit, ein sanftmütiger Blick auf die Alltagstristesse, abgründige Komik. Kurios genug: Auch wenn die Abdrücke eines schlafenden Mannes und einer wachliegenden Frau auf windbewegten Strandtüchern zeichnerisch vermutlich nicht realisierbar sind, denkt man bei dieser zarten Vision vom Sommerende an den großen Sempé, requiescat in pace, dem man Derartiges zumindest als Idee zugetraut hätte. Mit den subtilen Verschiebungen oder „Verrückungen“ (décalages) vom Banalen zum Absonderlichen, die Patrick Süskind Sempés Werk einmal attestierte, lässt sich auch Ulrich Kochs poetisches Verfahren beschreiben – die Verwandtschaft der Wahrnehmung ist unübersehbar.

Der irrealer Komparativ („als träumten sie“) ist für Koch eher untypisch, weil zu umständlich. Das Wort „Ölbäume“ entfaltet dann wieder durch bloße Erwähnung ein weites Erinnerungsspektrum, das von der mediterranen Erntezeit bis zum biblischen Friedenszeichen reicht. Leicht wie der Flügelschlag eines Nachtfalters kommen die Toten ins Spiel, von den schlafenden Kindern nur durch Fensterscheiben getrennt. An anderer Stelle im selben Gedichtband heißt es: „Die Körper der Toten öffnen sich in der

Erde / als Papierblüten, zerknüllte Notizzettel, / durchs Zimmer geworfene, / die den leeren Mülleimer verfehlten.“

Das eigenartige Bild vom „Löschvorgang / vor dem Ende jeden Satzes“, den sie (wer?) „ab jetzt das bessere Leben“ nennen, scheint jenen Vorgang ins papierlose Zeitalter zu übertragen. Es folgt, ganz archaisch, die Überführung, im Schlaf neugeboren und mit Stroh abgerieben zu werden, wie ein Kälbchen oder ein Fohlen. So befriedet, und nun doch noch fast als ländliches Idyll, neigt sich in diesem lapidaren kleinen Poem ein Sommer, der fremd und bekannt, verdüstert und hell zugleich erscheint. Wer gerade nicht weiter weiß, könnte sich zwischen den Zeilen geborgen fühlen.

Ulrich Koch: „Dies ist nur der Auszug aus einem viel kürzeren Text“. Gedichte. Verlag Jung und Jung, Salzburg 2021. 160 S., geb., 23,- €.



Mit dem Handy scannen: Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter [www.faz.net/anthologie](http://www.faz.net/anthologie).